

Die Kommunion der Heiligen im Mittelalter

Ob und wie oft fromme und heilige Männer und Frauen im Frühmittelalter neben der dreimaligen Pflichtkommunion noch freiwillig kommuniziert haben, wissen wir nicht. Die Biographen bekunden dafür kein Interesse, obwohl sie von den Andachts- und Tugendübungen ihrer Helden viel erzählen. Während von Priestern gelegentlich gerühmt wird, daß sie oft die Messe gelesen, wird von keinem heiligen Laien und von keiner heiligen Frau berichtet, wie oft sie kommuniziert haben. Die Lebensbeschreibung der hl. Mathilde († 968), der Mutter Ottos d. Gr., gibt eine ausführliche Schilderung ihres Gebetslebens und ihres sozialen Wirkens, kommt aber mit keinem Wort auf den Kommunionempfang zu sprechen!

Der Patron des Bistums Pescia, Allucius († 1134), der in Toskana lebte, ist vielleicht der erste Heilige, dessen Biograph die kurze Notiz bringt: „Täglich empfing er den Leib und das Blut Christi“, und dabei kann noch zweifelhaft sein, ob sie richtig ist.

Wohl der erste, über dessen Kommunionempfang genauer berichtet wird, ist der Engländer Godrich († 1170), der als Einsiedler in Finchale lebte und trotz seiner großen Strengheiten hundert Jahre alt wurde. Während er in den ersten zwei Jahren nie den Besuch eines Priesters bekam und nur an Ostern kommunizierte, wurde später die Eucharistie in seiner Zelle aufbewahrt, und fast alle Sonn- und Festtage kam ein Zisterzienser von Durham, um ihm die heilige Messe zu lesen und die Sakramente zu spenden.

Erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts an haben wir mehr Nachrichten über die Kommunion der Frommen und Heiligen, die sich allerdings fast nur auf Frauen beziehen. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß Männer, die als Laien lebten und in den Ruf der Heiligkeit kamen, sehr selten waren; wer ein ernstes religiöses Streben hatte, trat in den Welt- oder Ordensklerus ein und wurde Priester. blieb er niederer Kleriker oder Laienbruder, so hatte er wenig Aussicht, einen Biographen zu bekommen; die mittelalterlichen Geschichtsschreiber liebten mehr das Hervorragende und Glänzende als das Stille und Verborgene, so daß die Annalen der Männerorden von den „fratres conversi et laici“ nur selten berichteten. So begreift sich, daß wir nur von ganz wenig Nichtpriestern wissen, wie oft sie zum Tische des Herrn gingen.

Der sel. Johann Buoni († 1249), der zuerst als Clown und Mime auf italienischen Schlössern umherzog und dann als strenger Asket und Einsiedler in Emilia lebte und einen Orden stiftete, beichtete täglich mehreremal seine Sünden und empfing jeden Sonntag den Leib des Herrn. Diese häufige Kommunion fiel damals sehr auf und wurde im Kanonisationsprozeß, der von 1251 bis 1254 geführt wurde, besonders hervorgehoben.

Der hl. Ludwig von Toulouse (1274—1297), der Sohn des Königs Karl II. von Neapel, hörte bis zu seinem 21. Lebensjahre „jeden Tag fromm die Messe und kommunizierte an den Hauptfesten des Jahres“. Das entsprach ungefähr der Regel des hl. Franz, dessen Kleid er trug. Während seiner kurzen Priester- und Bischofszeit las er täglich die Messe.

Der hl. Philipp Benizzi († 1285), der fünfte General der Serviten, ging bis zu seinem 26. Lebensjahre, in dem er die Priesterweihe empfing, wöchentlich zu den Sakramenten; auch er schloß sich seiner Regel an, die einige der wenigen war, die diesen häufigen Empfang vorschrieben.

Ein anderer Laienheiliger des Hochmittelalters, von dem wir wissen, wie oft er die Sakramente empfangen hat, ist der König Ludwig IX. von Frankreich († 1270). Jeden Freitag ging er zur Beichte und ließ sich nachher von seinem Beichtvater geißeln. „Eine feurige Andacht“, sagt einer seiner Biographen, „hatte er zum Sakramente unseres Herrn Jesus Christus; er stärkte sich nämlich mindestens sechsmal im Jahre durch das himmlische Mahl.“ Das nannte man damals häufigen Empfang, den man als besonderes Zeichen eucharistischer Frömmigkeit aufzeichnete.

Vom Ende des 13. Jahrhunderts an haben die Chroniken der verschiedenen Orden auch über die hervorragenden Tertiärer geschrieben und ihr religiöses Leben und soziales Wirken geschildert. Von der Kommunion ist aber nur sehr selten die Rede, wohl weil sie nicht über die Regel hinausgingen, die sie drei- bis viermal im Jahre vorschrieb. Eine Ausnahme machte, wie es scheint, der sel. Lucheseio († 1260), der zuerst als Bauer in einem toskanischen Dorfe lebte und dann Wechsel- und Buchergeschäfte trieb. Als er sich mit seiner Frau bekehrt hatte, schlossen sie sich dem Dritten Orden des hl. Franz an und führten zusammen ein Leben des Gebets und der Buße. Um darin nicht gestört zu sein, ersuchten sie von Gott den Tod ihrer Kinder. Der Selige beichtete zweimal in der Woche und kommunizierte „häufig“; wie oft wird in der Lebensbeschreibung nicht angegeben.

Eine andere Ausnahme bildete der sel. Robert von Malatesta († 1432), der mit 18 Jahren heiratete, dem Dritten Orden des hl. Franz beitrug und sich in Werken der Frömmigkeit und Liebe betätigte. „Aus besonderer Andacht kommunizierte er jede Woche oder wenigstens zwei- bis dreimal im Monat. Als man ihm seinen frühen Tod vorausgesagt, ging er in den letzten Monaten seines Lebens jeden Tag zur Beichte und zwei- bis dreimal in der Woche zum Tische des Herrn.“

Viel genauer sind wir seit dem 13. Jahrhundert über den Kommunionempfang heiliger Frauen unterrichtet. Allerdings wird kaum beim fünften oder sechsten Teil darüber geredet; auch die Chroniken der Nonnenkonvente, die in eingehender und liebevoller Schilderung von dem Tugend- und Frömmigkeitsstreben frommer Schwestern, von all den häuslichen Kleinigkeiten und auch von eucharistischen Wundern berichten, erwähnen doch nicht sehr häufig, wie oft man zum Abendmahle ging. Aber zusammen mit dem, was wir aus den Heiligenleben und andern Quellen erfahren, genügt es, um ein ungefähres Bild zu bekommen, um zu sehen, von welchen Frauen eine eucharistische Bewegung ausging, und wie schwer es ihnen oft wurde, das Recht der öfteren Kommunion zu erlangen.

Verheiratete Frauen durften nie öfters kommunizieren; man hielt sie nicht für rein und würdig genug. Erst wenn ihr Mann gestorben war oder wenn die beiden Enthalttsamkeit gelobt hatten, konnte das eigentliche Streben nach Vollkommenheit und eventuell ein häufigerer Kommunionempfang beginnen.

Albert d. Gr. erlaubte den verheirateten Frauen — ein oder zwei Tage Enthaltſamkeit vorausgeſetzt — den „häufigen“ Empfang, aber er verſtand darunter den „monatlichen, je nach den einfallenden Feſten“. In der Praxis war man nicht ſo mild; tatſächlich iſt aus dem Mittelalter keine verheiratete Frau, ob heilig oder nicht, bekannt, die ſo oft kommuniert hätte. Die hl. Eliſabeth († 1336), Königin von Portugal, ging an den drei Hochfeſten, Weihnachten, Oſtern und Pfingſten zur Kommunion; wie oft die hl. Eliſabeth von Thüringen († 1231) ſie empfing, wird nicht berichtet, wohl auch nur an dieſen Tagen, da das der Regel der Franziskanertertiarier entſprach, denen ſie in den letzten drei Jahren ihres Lebens angehörte.

Ein bezeichnendes Beiſpiel für die mittelalterliche Auffaſſung bietet das Leben der ſel. Dorothea von Montau (1347—1394), die in Danzig verheiratet war und neun Kinder hatte, die aber mit Ausnahme einer Tochter früh ſtarben. Nach dem Tode ihres Mannes zog ſie in eine Kluſe am Dom zu Marienwerder; das Septililium, das ihre Selbſtbiographie, ihre Auffaſſung vom geiſtlichen Leben und ihre Viſionen enthält, ſchrieb ihr Seelenführer Johann von Marienwerder nieder. Elf Jahre alt empfing ſie die erſte Kommunion; „dann hätte ſie gerne ſiebenmal im Jahre kommuniert, aber das wurde ihr nicht erlaubt; nur zweimal durfte ſie gehen. Erſt als ſie herangewachſen, verheiratet und ihre Sehnsucht noch größer geworden war, durfte ſie ſiebenmal und zuweilen noch öfter gehen“. Ihre Andacht zum Sakrament nahm immer mehr zu und bildete ſpäter den Mittelpunkt ihres Gebets- und Jugendlebens. Sie drang immer wieder in ihren Beichtvater, ihr den Empfang häufiger zu geſtatten, und erreichte es auch, daß ſie vom Jahre 1380 an einmal, nach dem Tode ihres Mannes zwei- oder dreimal wöchentlich und im letzten Lebensjahre täglich kommunicieren durfte. Allerdings wäre es ihr nicht erlaubt worden, wenn ſie nicht ihrem Beichtvater eine Viſion mitgeteilt hätte, in der ihr Chriſtus einen „ſonderlichin orloup“ dafür gegeben hätte. „Damit der Beichtvater ihr glaube, vertraute ihr der Herr die Wohltaten an, die er ihm damals und früher erwieſen hatte.“

Dorothea hielt dieſe häufige Kommunion für eine außergewöhnliche Gnade, die nur ganz auserwählten Seelen zuteil werden dürfe. In ihren Viſionen erhielt ſie einmal von Chriſtus den Auftrag, einem Pfarrer ſagen zu laſſen: „Du darſt in der Darreichung des Sakraments nicht freigebig oder bereitwillig ſein; den Beſtdisponierten deiner Pfarrei kannſt du es kaum fünf- bis ſechſmal im Jahre geben.“ Dieſe Anſicht, die mit der faſt aller Geiſtlichen übereinſtimmte, wiederholte ſie mehreremal in ihrem Septililium und ſtellte auch an die Vorbereitung ſolche Anforderungen, daß ſchon deſhalb nur wenige öfters hätten gehen können.

Auch die ſel. Lidwina von Schiedam (1380—1433) mußte eine Viſion zu Hilfe nehmen, um die öftere Kommunion zu erlangen. Infolge eines unglücklichen Falles beim Schlittſchuhlaufen war ſie ſeit dem 15. Jahre an das Bett gefeſſelt und wurde körperlich ſo elend, daß ſie ſpäter nicht einmal mehr ſchlucken und keine Speiſen zu ſich nehmen konnte. Zur Eucharistie fühlte ſie ſich ſchon früh hingezogen; ſie pflegte, wie ihr zeitgenöſſiſcher Biograph ſagte, die Andachten zum Kreuz und zum Sakrament, womit ſie wie mit zwei liebenden Armen Chriſtus umfaßte. Aber etwa bis zum 20. Jahre durfte ſie ſeinen

Leib nur einmal an Ostern empfangen, dann zwei- und später sechsmal. Sie hätte es öfters getan, sagt Thomas von Kempen, der ebenfalls ihr Leben beschrieb, aber der Pfarrer ließ es nicht zu; „wenn sie öfters bat, kam er nur ungern und widerwillig“. Erst nach einer Vision konnte sie die letzten 12 Jahre ihres Lebens alle 14 Tage gehen.

Außer diesen beiden Seligen sind nur von sehr wenigen Frauen, die weder Beginen waren noch einem Orden angehörten, genaue Nachrichten über ihren Kommunionempfang auf uns gekommen. Bedeutend mehr wissen wir darüber aus den Klöstern der verschiedenen Orden. Die hl. Elisabeth von Schönau († 1165) kommunizierte alle Festtage und die hl. Hildegard von Bingen († 1179) ungefähr alle Monate.

Natürlich richtete sich der Empfang zunächst nach der Regel des Ordens, dem die Schwestern angehörten; sie werden mindestens so oft gegangen sein, als sie es vorschrieb. Deshalb kommunizierten die Zisterzienserinnen, die vom Männerorden abhingen, verhältnismäßig häufig. Nach der Verordnung, die das Generalkapitel im Jahre 1260 erließ, hatten sie nur 7 Pflichtkommunionen im Jahr, konnten aber auch häufiger kommunizieren, wenn es den Visitatoren angebracht schien. Den Novizinnen war nur dreimalige Kommunion gestattet. Da es aber im männlichen Orden schon früh erlaubt war, alle Sonntage zum Tische des Herrn zu gehen, so wurde das auch in manchen Nonnenklöstern erlaubt oder geduldet.

Ein reges eucharistisches Leben herrschte in dem Kloster Helfta bei Eisleben, das die beiden Schwestern Mechthild († um 1298) und Gertrud († um 1302) anregten und durch Wort und Beispiel förderten. Sie haben zwar nicht täglich kommuniziert, einen so kühnen Gedanken auch gar nicht gehabt, aber sie haben doch, wie es scheint, alle Sonn- und Festtage den Leib des Herrn empfangen. Die andern Nonnen sind weniger oft gegangen; es herrschte darin große Freiheit; häufig kommunizierten die einen, während die andern wegblieben. Immer kehrt in den Schriften der beiden heiligen Frauen die Mahnung wieder, oft zur Kommunion zu gehen und sich ihr nicht wegen Mangel an fühlbarer Andacht oder aus dem Gefühl der Unwürdigkeit heraus zu entziehen. Je häufiger der Mensch kommuniziert, sagt die hl. Mechthild, desto reiner wird seine Seele, desto inniger wird er mit Gott vereint; erst beim öfteren Empfang können diese Wirkungen zur vollen Geltung kommen.

Auch in andern Klöstern der „weißen Nonnenfrauen“ war die öftere Kommunion nicht unbekannt; in Oberweimar z. B., wo die sel. Lukardis lebte, war sie ähnlich wie in Helfta alle Sonn- und Festtage erlaubt; später erreichte es die Selige, daß sie auch noch Freitags und in der Fastenzeit täglich gehen durfte; aber wegen des Widerspruchs vieler, die das als etwas Unerhörtes bezeichneten, mußte ihr die Vision einer andern Nonne zu Hilfe kommen, die diesen häufigen Empfang als von Gott gewollt bezeichnete und allen, die sie hindern würden, seine Strafe androhte. Auch die sel. Alzais († 1211), die in der Nähe von Sens unter der Leitung von Zisterziensern ihr frommes und visionäres Leben führte, kommunizierte alle Sonntage, nachdem sie wunderbarerweise die Fähigkeit erlangt hatte, den Leib und das Blut Christi zu schlucken.

Aber wie in andern Orden so ging es auch bei den Zisterzienserinnen meistens nicht ohne Kämpfe ab, wenn die Schwestern öfters kommunizieren wollten,

als die Regel vorsah. Die Oberinnen oder die Beichtväter hatten ja die Vollmacht, diese Erlaubnis zu geben oder zu verweigern. Daß davon Gebrauch gemacht wurde, zeigt das Beispiel der sel. Liutgard († 1246), die im Kloster Aynières bei Namur lebte. Sie pflegte alle Sonntage zur Kommunion zu gehen; als die Äbtissin ihr das verbot, wurde sie solange krank, bis es ihr wieder gestattet wurde. Bei der sel. Ida von Lewis (13. Jahrh.), die ebenfalls alle Sonntage ging, soll Gott ein Wunder gewirkt haben, damit sie trotz des Verbotes die sakramentale Speise erhielt.

Solche Wunder, die den häufigeren Empfang gegen den Willen der Oberinnen oder des Beichtvaters ermöglichen sollten, werden in der hagiographischen Literatur des 13.—16. Jahrhunderts sehr viele erzählt. Christus oder seine Boten reichen der Heiligen die Kommunion, die man ihr verweigert. Ein Beispiel erzählt die hl. Katharina von Siena († 1380): „Weil viele dagegen murrten, wünschten meine Begleiterinnen nicht, daß ich an diesem Morgen kommunizierte. Um sie nicht zu betrüben, wandte ich mich an meinen so gütigen Bräutigam, und er reichte mir selbst eine Partikel, die er Euch (dem Priester, dem sie das erzählte) weggenommen, mit eigener Hand.“

Meistens kamen die Schwierigkeiten von den Geistlichen her, die die Kommunion höchstens an den von der Regel vorgesehenen Tagen austeilten. Die hl. Katharina von Siena mußte mehr als einmal diese Abweisung erfahren, „weil die Brüder und Schwestern, die damals die Genossenschaft leiteten, die Gabe der Unterscheidung nicht besaßen“. Manche Nonnen mochten mit Tauler fragen: „Wo nemen wir nu den Priester der uns tegelichen gebet?“ Er ermahnte sie zur Geduld und vertröstete sie auf die geistliche Kommunion, „in der soviel Frucht gegeben wird wie in dem Sakramente selbst“.

Diese Beichtväter und Pfarrer teilten eben die fast allgemein herrschende Meinung, die eine wöchentliche oder noch häufigere Kommunion ehrfurchtslos und vermessen fand. Nicht selten finden sich deshalb in den Lebensbeschreibungen ausführliche theoretische Erörterungen, in denen sich die Heiligen oder ihre Biographen, die oft auch ihre Seelenführer waren, mit jener Ansicht auseinandersetzten. Eingehend handeln darüber u. a. Margareta von Cortona, Angela von Foligno, Katharina von Siena, Dorothea von Montau, die in ihren Visionen die Anschauung ihres Beichtvaters oder ihre eigene Meinung Christus in den Mund legen. Sie stellen zwar das Recht auf die öftere Kommunion fest und treten energisch dafür ein, aber doch nicht für die tägliche und nicht im Sinne des Dekrets Pius' X., sondern nur für ganz fromme, abgetötete und der Welt abgestorbene Seelen, die nur für das Heil ihrer Seele und für Gott leben. Die häufige Kommunion ist vor allem Belohnung für schon erworbene, hohe Frömmigkeit; sie ist eine außerordentliche Gnade.

Die sel. Margareta von Cortona († 1297) fragte Christus, ob einem Franziskaner die wöchentliche Kommunion, nach der er sich sehr sehne, zu gestatten sei. Christus verneinte das und erlaubte nur, die vierzehntägige beizubehalten. „Wenn er sich sonst noch nach mir sehnt, soll er an das Wort meines Lehrers (Augustin) denken: „Crede et manducasti.“ Er soll sich für eine neue Gnade bereiten, seine Fehler bessern und an sich arbeiten... Sag ihm, er soll in mir stark werden; dann wird der Tag kommen, an dem ich ihm gestatten werde, mich auch täglich zu empfangen.“

Die hl. Katharina von Siena, die dem dritten Orden des hl. Dominikus angehörte, kommunizierte wenigstens später ein- oder mehreremal in der Woche, „aber nicht, wie das Gerücht ging, täglich“. Denn, sagt ihr Beichtvater und Biograph Raimund von Kapua O. Pr., „sie hielt an der Lehre des hl. Thomas fest, indem sie zwar häufig den Leib des Herrn empfing, ihm aber auch zuweilen fernblieb, obwohl sie fast immer die Sehnsucht empfand, ihrem Bräutigam durch das Sakrament vereint zu werden“. Raimund hatte ihr im Gegensatz zu den früheren Beichtvätern diese häufige Kommunion gestattet, aber nicht selten erregte sie Widerspruch und Argernis.

Unter den sehr wenigen Frauen, die im Mittelalter so oft kommunizierten, war die Spanierin Maria von Cervello († 1290). Sie war die erste Oberin der regulierten Tertiarrinnen Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit (*de mercede*), deren Regel die häufige Kommunion sehr begünstigte, weshalb sie nach ihrer Profess ungehindert fünfmal in der Woche zum Tische des Herrn gehen konnte.

Sehr oft für jene Zeit kommunizierte auch die sel. Emilie Bricchieri († 1314), die im Dominikanerkloster in Vercelli lebte; dreimal in der Woche wurde ihr am Schlusse ihres Lebens der Empfang gestattet, aber erst auf eine Offenbarung hin beruhigte sie sich über diese Verwegenheit.

So häufiger Empfang war aber sehr selten; im allgemeinen war einmaliger in der Woche das Höchstmäß, das erlaubt wurde. So ging die hl. Birgitta von Schweden († 1373) mit ihrer Tochter, der hl. Katharina, mit der sie zusammen in Rom lebte, alle Sonn- und Festtage zum Tische des Herrn. Jeden Samstag ging die sel. Humiliana de' Cerchi († 1246), die sich nach dem frühen Tode ihres Mannes dem dritten Orden des hl. Franz anschloß und in Florenz eine sonderbare, exzentrische Aszese trieb. Viel seltener kommunizierte die sel. Sibylline Biscossi († 1367) von Pavia, die sich, mit 12 Jahren erblindet, den regulierten Tertiarrinnen des hl. Dominikus anschloß; mit 15 Jahren bezog sie eine Klause in der Nähe der Dominikanerkirche, „die sie nur zweimal verließ, einmal, um die Kommunion zu empfangen, ein andermal, um eine Nonne im Kloster St. Josaphat zu besuchen“. Später wurde die Messe in ihrer Zelle gelesen und ihr die Kommunion gereicht; oft kann das aber nicht gewesen sein.

Wie aus diesen und früheren Beispielen hervorgeht, haben besonders in Norditalien lebende Klosterfrauen öfters kommuniziert. Irgend eine eucharistische Anregung ist aber von ihnen — Katharina von Siena vielleicht ausgenommen — nicht ausgegangen oder auf einige wenige Menschen beschränkt geblieben. Anders war das bei vielen im 13. Jahrhundert in Flandern und Brabant lebenden Frauen, die von der Andacht zum sakramentalen Christus tief erfaßt, eine Bewegung eingeleitet haben, die weite Auswirkungen gehabt und in der Feier des Fronleichnamsfestes ihren Höhepunkt erreicht hat. Maria von Dignies und der Kreis, der sich um sie bildete, Beginen, Zisterzienserinnen, Augustinerinnen führten ein asketisch-mystisches Leben, das von der Sakramentsverehrung ausging und von ihr seine Kraft empfing. Odilia und Juliana von Lüttich, Christina von St. Trond, Ida von Löwen, Aleide von Schaerbeek, Maria und Ida von Nivelles, Hadewijck, Beatrix von Hazarith geben Zeugnis dafür. Angeregt war diese Verehrung zum Teil durch die *elevatio*, durch die Anbetung der in der Messe emporgehobenen Hostie, die damals aufkam und

sich rasch verbreitete; zum Teil wurde sie aber auch als Reaktion gegen die eucharistischen Regereien hervorgerufen, die gerade in Flandern, Brabant und am Niederrhein viele Anhänger fanden.

Von vielen dieser Frauen wissen wir auch, daß sie gern und oft kommunizierten. Soweit sie Zisterzienserinnen waren, gingen sie wohl jeden Sonntag; ebensooft empfing die sel. Christine, „die wunderbare“ († um 1224), die in Tongern lebte und, wie es scheint, keinem Orden angehörte, die heilige Kommunion.

Die tägliche Kommunion war in diesen Kreisen ebenso ungebräuchlich wie anderwärts; in manchen Klöstern war sie schon deshalb unmöglich, weil die Schwestern nicht täglich die Messe hörten. Die einzige Ausnahme, die berichtet wird, ist die sel. Ida von Löwen, die am Anfang des 13. Jahrhunderts in einem Zisterzienserinnenkloster bei Mecheln lebte. Kenntnisreich und gebildet, aber mystisch-schwärmerisch veranlagt, trug sie, wie manch andere dieser flandrisch-brabantischen Frauen, die Stigmata und erlebte ein eucharistisches Wunder nach dem andern. Auch ihre Verehrung des sakramentalen Christus war nicht ohne krankhafte Züge. Als sie einmal in der Kirche allein war und ein heftiges Verlangen nach ihm empfand, nahm sie die Pyxis vom Altar, umarmte und küßte sie; trotz aller Anstrengungen gelang es ihr aber nicht, sie zu öffnen und zu der ersehnten Speise zu gelangen. Andere werden dies als Vermessenheit auslegen, meint ihr Biograph; er bewundere vielmehr die Liebe, die darin zum Ausdruck komme. Ein anderes Mal konnte sie in der Messe nicht kommunizieren; um ihren Heißhunger nach dem Leibe des Herrn zu stillen, nahm sie eine nicht konsekrierte Hostie.

Am Anfang ihres Klosterlebens empfing sie die Kommunion alle Sonntage, wollte sie aber später täglich bekommen und wandte sich deshalb nach Rom. Man gab ihr die Erlaubnis „wegen ihrer erprobten Tugend und Heiligkeit“, aber „merke wohl, Leser“, fügt der Biograph bei, „daß diese oder eine ähnliche Gnade nur ganz wenigen in unserer Zeit gewährt worden ist, woraus du sehen kannst, daß die ehrwürdige Ida mit nicht geringer Heiligkeit geschmückt war“.

Noch andere Ordensfrauen haben ihre Sehnsucht nach dem täglichen Empfang zum Ausdruck gebracht, aber von keiner ist bekannt, daß sie die Erlaubnis dazu erhalten oder von sich aus den Mut gehabt hat, es zu tun. Die sel. Margareta von Cortona († 1297), die neun Jahre lang die Mätresse eines Barons gewesen, aber nach seiner Ermordung in sich ging und den Rest ihres Lebens als Tertiaria des hl. Franz in strenger Buße verbrachte, schrieb sich verschiedene Offenbarungen über die Häufigkeit ihres Kommunionempfanges zu. Einmal wurde ihr von Christus befohlen, nicht am Weihnachts-, sondern am Stephanstage zu kommunizieren; später gab er ihr die Erlaubnis, täglich seinen Leib zu empfangen, aber sie getraute sich doch nicht, es zu tun; die Ehrfurcht vor dem Sakrament und die Betrachtung ihrer Niedrigkeit hielt sie davon ab.

Etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wird etwas häufiger von frommen Frauen berichtet, daß sie wenigstens zeitweise oder in den letzten Jahren ihres Lebens täglich kommuniziert hätten. Die hl. Nicolette Boilet († 1447), die Erneuerin des Klarissenordens, „nahm in schwierigen und bedeutenden Geschäften zum heiligen Sakrament ihre Zuflucht, das sie dann zuweilen 30,

zuweilen 40 Tage hintereinander oder auch ein ganzes Jahr lang täglich empfang“. Der sel. Luchina von Concino († 1480) gestattete ihr Beichtvater einmal wöchentlich und in der Fastenzeit jeden Tag zu kommunizieren. Die sel. Helene Valentini († 1458) trat nach dem Tode ihres Mannes in den dritten Orden der Augustinerinnen ein und führte in Udine ein heiliges, den Werken der Buße und christlichen Liebe gewidmetes Leben. „Diese Frau“, sagt ihr Biograph, „war wirklich ein Tempel der Gottheit; denn jeden Tag entsündigte sie sich durch das Sakrament der Beichte und stärkte sich durch das Brot der Eucharistie.“ Auch die beiden Tertiärinnen des hl. Dominikus, die sel. Magdalene von Panatieri († 1503) und die sel. Maria Bagnesi († 1577) kommunizierten täglich. Der hl. Katharina von Genua († 1510), die sich nach dem Tode ihres Mannes den lombardischen Annonziaten anschloß, gab ihr Beichtvater dieselbe Erlaubnis, riet ihr aber gelegentlich auszusetzen. Als sie ein Ordensmann wegen dieser täglichen Kommunion tadelte, blieb sie einige Tage weg, litt aber darunter körperlich so sehr, daß sie wieder gehen mußte.

Dieser häufige Empfang war aber doch immer noch eine Ausnahme, die die Beichtväter nur sehr ungern und nur dann zuließen, wenn sie durch das fromme Bußleben gerechtfertigt schien und wenn sie durch das ungestüme Drängen der Schwestern zur Erlaubnis beinahe genötigt wurden; aber auch in diesem Falle schienen den meisten ein- oder zweimalige Kommunion in der Woche zu genügen.

Die sel. Augustinerin Katharina Moriggi von Palanza († 1478) durfte nur an Sonn- und Feiertagen gehen; ebensooft kommunizierte die sel. Osanna Andrasia († 1505), die in Mantua lebte und dem dritten Orden des hl. Dominikus angehörte. Eine andere Tertiärin dieses Ordens, die sel. Kolumba Guadagnolie von Rieti († 1501), die sich die hl. Katharina von Siena zum Vorbild nahm, wollte in der Fastenzeit täglich zum Tische des Herrn gehen, aber „wegen der böswilligen Zungen“ gab ihr Beichtvater erst nach langem Widerstande nach; schon den Empfang an allen Sonn- und Festtagen hatte er als außergewöhnliche Erlaubnis bezeichnet. Auch die sel. Veronika von Vinasco († 1497), die als Laienschwester bei den Augustinerinnen in Mailand lebte, hätte gern so oft kommuniziert; „um aber ihre Mitschwestern nicht auf den Gedanken zu bringen, sie übertreffe sie an Tugend, ging sie wie die andern Schwestern nur an den hohen Feiertagen“. Der sel. Klarisse Baptista Varani († 1527) wurde die tägliche Kommunion verweigert und nur die sonntägliche gestattet; ihre Mitschwester Paula von Montaldo († 1514), die in Mantua lebte, setzte auch noch den Empfang an vielen Festtagen durch.

Auch nach dem Konzil von Trient, das ja die häufigere Kommunion empfohlen hatte, änderte sich die Lage dieser frommen Frauen nicht; es brachte nur im allgemeinen eine Besserung, insofern seine Bestimmung, daß in den Klöstern mindestens einmal im Monat kommuniziert werden müsse, überall durchgeführt wurde; auch ein noch häufigerer Empfang ist in vielen Orden empfohlen oder zur Verpflichtung gemacht worden. So bestimmten 1574 die Regeln der Dominikanerinnen, die bis dahin nur fünfzehnmal im Jahr kommunizierten, daß die Kommunion im Advent und in der Fastenzeit jeden Sonntag und sonst alle 14 Tage vorgeschrieben sei. Die achttägige Kommunion setzte sich in den alten Orden und Kongregationen nur schwer durch, während sie in den neueren, wenigstens vom 17. Jahrhundert an, wohl überall erlaubt oder

sogar geboten war. Aber der mehrmalige Empfang in der Woche war bis in die Neuzeit hinein nur in wenigen Sitte, und den täglichen wird wohl keine Regel gestattet haben; einige untersagten ihn sogar ausdrücklich. Ein bezeichnendes Beispiel für diese Anschauung sind die Vorschriften, die die hl. Theresia für ihre unbeschuhten Karmeliterinnen gab und die das Generalkapitel vom Jahre 1568 bestätigte. An den Sonntagen, an den Festen des Herrn und seiner Mutter, außerdem noch an sechs andern Feiertagen ist die Kommunion vorgeschrieben; Donnerstags ist sie ohne weiteres gestattet. „Da aber die Vernachlässigung dieses Sakraments ebenso wie der zu häufige Empfang der Seele nicht geringen Schaden bringen, dürfen die Schwestern auf keinen Fall mehr als zweimal in der Woche kommunizieren.“ „Wenn eine Schwester aus besonderen, schwerwiegenden Gründen öfters gehen will, muß sie dafür die ausdrückliche Erlaubnis des Generalobern haben, von dem wir erwarten, daß er sie nur sehr selten geben wird.“ Diese Regel wurde auch in den von Pius VI. im Jahre 1786 gutgeheißenen Konstitutionen wiederholt. Wie streng sie gehandhabt wurde, geht daraus hervor, daß der General die Erlaubnis, mehr als zweimal in der Woche zu kommunizieren, niemals, der Generalrat nur sehr selten gab und immer die Einschränkung hinzufügte, daß die Kommunion nicht mehrere Tage hintereinander empfangen werden dürfe, und daß die Erlaubnis nach drei Jahren erneuert werden müsse. Als die unbeschuhten Karmeliterinnen von Jaen (Spanien) 1845 in Rom baten, die neun Tage nach dem Fronleichnamsfest kommunizieren zu dürfen, und jene Bestimmung von 1568 eine „lex dura“ nannten, wurde sie von der Congregatio episcoporum et regularium wiederholt und als rechtmäßig anerkannt. Die Bitte aber wurde gewährt, und Gregor XVI. bestätigte diesen Entscheid.

Welches waren die Gründe, daß im Mittelalter und später in den Klöstern die Kommunion nur so selten empfangen wurde? Warum hat der größte Teil der frommen und heiligen Schwestern nicht oft oder täglich kommuniziert? Warum machte man ihnen Schwierigkeiten, wenn sie sich danach sehnten?

Im Frühmittelalter war es oft schwer, Geistliche zu finden, die in den Klöstern Messe lasen und die Sakramente spendeten. In einer Zeit, in der die meisten Mönche Nichtpriester waren und die Weltgeistlichen ihren bestimmten, abgegrenzten Pflichtenkreis hatten, war das oft schwer einzurichten. Die Regel, die der hl. Erzbischof Cäsarius von Arles († 542) dem Kloster gab, das seine Schwester leitete, sagt darüber: „Kein Mann darf das Innere und das Datorium betreten, ausgenommen der Priester, Diakon und Subdiakon mit ein oder zwei Lektoren, die durch ihr Alter und ihren Lebenswandel empfohlen sind, und die dort einige Male Messe lesen sollen.“ Wie aus den Chronisten und Hagiographen der Merowinger- und ersten Karolingerzeit hervorgeht, kann das nicht sehr oft der Fall gewesen sein. Auch noch im Mittelalter verhinderte zuweilen ein ähnlicher Grund, nämlich die Schwierigkeit, einen Beichtvater zu bekommen, der Jurisdiktion hatte, selbst die von der Regel vorgeschriebenen Kommunionen. So heißt es in den Konstitutionen der Dominikanerinnen: „Sie können fünfzehnmal im Jahr kommunizieren, vorausgesetzt, daß sie einen Beichtvater finden, der sie vorbereitet.“ Deshalb erlaubte z. B. der deutsche Dominikanerprovinzial im Jahre 1370 den Schwestern vom zweiten

Orden in Neuenkirch, bei jedem „ehrenwerten und älteren“ Predigerbruder, der bei ihnen einkehrte, zu beichten und zu kommunizieren.

Allerdings spielte dieser Grund für den seltenen Kommunionempfang im Mittelalter und später nur eine sehr geringe Rolle; viel hinderlicher war ein anderer. Für jede Kommunion, die nicht in der Regel vorgesehen war, mußte die Erlaubnis erbeten werden; während man in dem einen Orden den Obern oder die Oberin fragen mußte, konnte sie in dem andern der Beichtvater geben. Natürlich hielt das viele von der öfteren Kommunion ab, besonders da die Obern und Oberinnen nur ungern Ausnahmen gestatteten. Ein Beispiel aus dem brabantischen Zisterzienserkloster Villers möge das belegen. „Ich habe vom Abt Wilhelm gehört“, berichtet der Chronist zum Jahre 1243, „daß einmal sein Mesdiener, ein Jüngling von gutem Wandel, um die Kommunion bat. Aber der für die Ordenssagungen eifernde Mann Gottes entgegnete ihm gütig: Mein Lieber, du hast erst am Sonntag, nach der Gewohnheit des Ordens, kommuniziert; es ist also nicht nötig, schon wieder deiner Frömmigkeit nachzugeben, besonders da das unserem Institut entgegen ist. Ich meine, es ist besser, den Empfang zu unterlassen, als die Anordnungen der Väter zu übertreten.“

Neben dem Eifer für die Beobachtung der Sagungen waren es hauptsächlich zwei Gründe, die die Obern und Oberinnen gegen die häufige Kommunion auftreten ließen. Einerseits glaubten sie, daß diejenigen, die sich an die Vorschrift hielten und nicht sooft kommunizierten, für minderwertig angesehen würden und in üblen Ruf kämen. Diesen Grund gibt der berühmte Dominikanertheologe Dominicus Soto († 1560) in seinem Sentenzenkommentar an. „In den Orden wird den Nichtpriestern die Kommunion nicht öfters als alle 14 Tage gereicht. — Denn wenn einige häufiger gingen, könnten die andern nicht wegb bleiben, ohne sich in üblen Ruf zu bringen. Es geziemt sich aber nicht, alle mehr als zweimal im Monat zum Empfang zu nötigen.“

Andererseits fürchteten die Obern, daß sich diejenigen, die öfters zum Tische des Herrn gingen, überheben und für besser und vollkommener halten würden als die andern. Besonders in den Frauenorden lag die Gefahr nahe, durch Ausnahmen von der Regel das Auffällige und Exzentrische zu begünstigen und Neid, Eifersucht und Ehrgeiz zu wecken. Das war auch einer der Gründe, warum den Laienbrüdern und Laienschwestern die Kommunion nicht sooft gestattet war wie den Klerikern und Chorschwestern. Man würde es als Anmaßung aufgefaßt haben, wenn sie das erstrebt hätten. Bei den Kamaldulensern gingen sie nur viermal im Jahre, während den Klerikern die Kommunion einmal im Monat vorgeschrieben war. Bei den Zisterziensern sollten sie nach dem in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandenen „*Usus conversorum*“ siebenmal im Jahre kommunizieren: der Abt konnte ihnen aus einem triftigen Grund auch erlauben, häufiger oder seltener zu gehen. Noch im Ordensrituale vom Jahre 1892 war diese siebenmalige Kommunion als Norm festgehalten, aber beigelegt worden, daß sie der Obere auch an andern Festen und an den Sonntagen erlauben könne.

So sehr die Festsetzung durch die Regel und die Nötigung, um Erlaubnis zu fragen, die seltenere Kommunion begünstigte und mitveranlaßte, der

Hauptgrund war aber doch ein anderer; er lag in der ganzen Einstellung, die das Mittelalter zum Altarsakramente hatte.

In früherer Zeit war man der Ansicht, daß die mehr oder weniger häufige Feier der Geheimnisse und der Kommunion etwas Indifferentes sei, das je nach Ort und Zeit wechseln könne und durch die jeweilige Sitte bestimmt sei. Während man die mindestens einmalige Teilnahme am Sakrament für notwendig hielt, um dem mystischen Leibe Christi eingegliedert zu werden, so daß man selbst den Säuglingen nach der Taufe von seinem Blute gab, stand man dagegen der Frage, ob täglich oder nur an bestimmten Tagen zu kommunizieren besser sei, ohne Entschiedenheit gegenüber. Der hl. Augustin entschied sie nach denselben Grundsätzen, mit denen er die andere Frage, ob man am Gründonnerstag nüchtern zum Abendmahl gehen solle oder nicht, beantwortete. Dafür sei die Sitte, die in den einzelnen Kirchen herrsche, entscheidend, d. h. der tägliche Empfang ist nicht in sich wertvoller als der weniger häufige. Unter den Gebräuchen, sagt er, die je nach Ort und Land verschieden sind, ist auch der des Kommunionempfanges. „Die einen kommunizieren täglich, die andern nur an bestimmten Tagen; da geht kein Tag vorbei, an dem nicht das Opfer dargebracht wird, dort geschieht dies nur am Sonnabend und Sonntag, wieder anderswo nur am Sonntag. . . . All diese Sitten lassen Freiheit zu, und keine ist für den ernsten und klugen Christen besser als die andere; nur soll er das tun, was er die Kirche, zu der er gerade kommt, tun sieht. Denn was nicht gegen den Glauben und die guten Sitten ist, ist als indifferent zu behandeln und je nach der Gemeinschaft, in der man lebt, zu beobachten.“ Auch der hl. Hieronymus meinte: „Ich kenne wohl die römische Gewohnheit, immer den Leib des Herrn zu empfangen; das will ich weder tadeln noch loben; jeder soll darüber seine Ansicht behalten.“

Auch im Mittelalter, besonders im 12. Jahrhundert ist dieser Ausspruch des hl. Hieronymus noch von vielen wiederholt worden, die auf die Frage, ob täglich kommunizieren besser sei, als es nicht tun, einer klaren Antwort ausweichen und das andere Wort des hl. Augustin, man müsse das dem Gewissen des einzelnen überlassen, immer und immer wieder zitierten. Allerdings der Grund dieser Unentschiedenheit war ein anderer geworden; die Ansicht, daß der tägliche Empfang etwas Indifferentes, nichts in sich Besseres sei, wurde nicht mehr erwähnt. Im Gegenteil, man hielt den Kommunionempfang für das Wertvollste, was der Christ hier auf Erden bekommen kann; auch häufig oder täglich zu kommunizieren galt nach fast allen Theologen in sich als besser und vollkommener, als selten kommunizieren. Aber man zog aus dieser theoretischen Erkenntnis nicht die Folgen, die doch nahezuliegen scheinen; man kam zu keiner klaren und eindeutigen Empfehlung der täglichen Kommunion. Warum nicht?

Man hatte eine zu große Scheu und Furcht vor dem „tremendum mysticum“, wie man es oft nannte. Man schwankte zwischen Liebe und Furcht. Die Liebe hieß, wie viele Theologen sagten, oft oder täglich gehen, aber die Furcht und Ehrfurcht hielten zurück. Die Angst, unwürdig und ohne das geziemende Gewand hinzuzutreten, beherrschte auch die Frommen und Heiligen und sie gerade am meisten und ließ es ihnen sicherer erscheinen, öfters wegzubleiben. Deshalb kamen viele Theologen und Beichtväter zu keiner klaren

Entscheidung. „Wer aus Ehrfurcht oft zum Tische des Herrn geht“, sagte der hl. Bonaventura, „tut gut; wer dann aus Ehrfurcht wieder wegbleibt, tut nicht weniger gut. Beiden widerfährt Heil, wie dem Zachäus, der sich hindrängte, und dem Zenturio, der sagte: ‚O Herr, ich bin nicht würdig‘.“

Viele fürchteten, der Mensch werde durch den zu häufigen Empfang abgestumpft und ehrfurchtslos und trete gewohnheitsmäßig und ohne innere Wärme und Andacht hinzu. Die Worte des hl. Hieronymus: „Ardentius appetitur, quidquid rarius est“, und des hl. Bernhard: „Omne rarum pretiosum“, wurden unzähligmal wiederholt. Deshalb soll man zuweilen von der Kommunion wegbleiben, meinte der hl. Thomas, um wieder mit mehr Andacht und Ehrfurcht gehen zu können.

Als Norm für die Häufigkeit der Kommunion stellte man deshalb ein Erfahrungskriterium auf; wer merkt, daß ihm die öftere oder tägliche Kommunion schadet, wer an Eifer und Liebe abnimmt, soll aussetzen; bei wem das nicht der Fall ist, soll ruhig weiter kommunizieren.

Diese Erlaubnis der häufigen Kommunion setzte aber auf jeden Fall eine besondere Würdigkeit und eine entsprechende Vorarbeit voraus. Die Furcht, unwürdig oder ohne die geziemende Andacht hinzutreten, erzeugte im Zeitalter des „opus operantis“ die großen Anforderungen, die man an die Vorbereitung besonders für die häufige Kommunion stellte. Schon für die Laien, die nur einmal im Jahr kommunizierten, waren die Tage vor Ostern wie eine Art Mission, eine Zeit der Einkehr, Beicht und Buße, in der sie sich für den Empfang bereit machten. Auch in den Klöstern waren vielfach am Vortage Stillschweigen, Enthaltung von Fleisch und andere Bußwerke vorgeschrieben. Von denen, die häufiger kommunizierten, erwartete man noch größere Anstrengungen, um sich auf eine solche Gnade würdig vorzubereiten. Man verlangte von ihnen nicht nur Freisein von schwerer Schuld und eine gute Meinung, sondern auch eine positive Disposition, die sie sich durch angestrenzte Vorarbeit zu erwerben suchten. Natürlich waren die Anforderungen, die die Theologen und Beichtväter stellten, je nach ihren Anschauungen verschieden, aber daß eine positive Würdigkeit, eine höhere Stufe der Frömmigkeit nötig sei, daß die Häufigkeit der Kommunion irgendwie proportional der Vollkommenheit sein müsse, war allgemein anerkannt. Natürlich blieb so die öftere Kommunion ein Vorrecht weniger. Klar lehrt das z. B. der hl. Bonaventura: „Wenn jemand die Frage stellt, ob es für ihn nützlich sei, öfters zu kommunizieren, so muß man unterscheiden. Hat er den Eifer der ersten Christen, soll man ihn loben, wenn er täglich geht; ist er aber kalt und lau, wie die Menschen der letzten Zeiten, so soll man ihn loben, wenn er selten geht; ist er so mitten zwischen beiden, so soll er sich entsprechend verhalten und zuweilen wegbleiben, um Ehrfurcht zu lernen, und dann wieder hinzutreten, um mit Liebe erfüllt zu werden. Denn einem solchen Seelengast gebührt Ehrfurcht und Liebe. Je nachdem einer merkt, daß er Fortschritte macht, soll er die Häufigkeit des Empfangs bemessen; das kann er aber nur aus der Erfahrung lernen. Aber all das setzt die Vorbereitung voraus, die aber nur sehr wenige haben, wie das ja immer der Fall ist.“

Auch wenn manche Theologen die häufige oder tägliche Kommunion ganz allgemein zu empfehlen scheinen, so setzen sie doch eine besondere Andacht und

Vollkommenheit voraus oder verstehen die Erlaubnis nur für Ausnahmefälle. Nach dem sel. David von Augsburg O. Min. († 1272), der auf die Aufzese seines Ordens und die Ausbildung der Novizen lange Zeit großen Einfluß ausübte, soll kein Ordensmann, so fromm und heilig er auch sein mag, mehr als einmal in der Woche kommunizieren. „Nur ein ganz besonderer Grund, Krankheit oder ein hohes Fest, könnte zuweilen eine Ausnahme rechtfertigen; auch eine ungewöhnlich innige Andacht oder eine so große Sehnsucht, daß nur der Empfang die Glut der liebenden Seele kühlen würde, könnte ein Grund für eine Kommunion sein.“

Auch nach dem Mittelalter ging man nach denselben Grundsätzen voran; man verlangte von denen, die öfter kommunizieren wollten, als die Regel vorsah, eine größere Würdigkeit und Frömmigkeit; die häufige Kommunion war Gnade und Belohnung für ihr Tugendstreben. Das erweist z. B. ein von der Konzilskongregation am 12. Februar 1679 erlassenes Dekret: „Die Schwestern, die die tägliche Kommunion erbitten, sind zu ermahnen, an den von ihrem Institut festgesetzten Tagen zu kommunizieren. Falls sich aber einige durch so große Herzensreinheit auszeichnen und solchen Eifer zeigen, daß sie eines häufigeren oder des täglichen Empfangs würdig sind, soll er ihnen von den Obern gestattet werden.“

Das sind die Gründe, die die Praxis des Mittelalters und der späteren Zeit hervorgebracht haben. Man verehrte das Altarsakrament viel, aber man empfing es nur sehr wenig. So sehr man es seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bei der Elevatio anbetete, so sehr man es am Fronleichnamsfeste und bei den Auszügen und Prozessionen mit Schmuck und Liebe umgab — auf die Häufigkeit der Kommunion hatte das so gut wie keinen Einfluß. Ja man kann vielleicht sagen, in der Zeit, da diese Verehrung der unverhüllten Hostie auf ihrem Höhepunkt stand, wurde am wenigsten kommuniziert. Die Laien empfingen das Sakrament einmal, die besonders frommen zwei- bis dreimal im Jahr; die Ordensleute im allgemeinen einmal monatlich oder höchstens einmal in der Woche. Die Seligen und Heiligen dieser Jahrhunderte, die nicht Priester waren, sind ohne die öftere oder tägliche Kommunion zu ihrer Frömmigkeit und Vollkommenheit gekommen. Die Kirche hat ihnen dieses Mittel so wenig zur freien Verfügung gestellt wie im Altertum und Frühmittelalter die Devotionsbeichte. Die Frage der nötigen Disposition, die Furcht vor ehrfurchtslosem und ungeziemendem Empfang hemmte die Entwicklung. Auch diejenigen Theologen und Beichtväter, die noch am meisten für die öftere oder tägliche Kommunion eintraten, waren doch erst auf dem Wege zur heutigen Lehre und Praxis, die nur Freisein von schwerer Sünde und einen guten Beweggrund verlangt und dann allen, Laien und Klerikern, verheirateten Frauen und Ordensschwestern, freistellt, öfters oder auch täglich zu kommunizieren.

Peter Browe.